Dornröschen.

Erzählung von S. Mühlhofer.

„Führen Sie den Herrn auf die Terrasse und ersuchen Sie ihn, sich ein wenig zu gedulden."

Ruhig, vornehm-kühl hatte Frau Heimbach gesprochen, indem sie, kaum von ihrem Buche aufblickend, die ihr überreichte Karte mit gleichgiltiger Bewegung auf das kleine, neben ihrem Sitz stehende Tischchen legte, und geräuschlosen Schrittes verließ der Diener das Zimmer. Kaum sah sie sich aber allein, so war es auch schon um ihre Ruhe, ihre Gleichgültigkeit geschehen; langsam sanken die schlanken, weißen Hände in ihren Schooß und ein tiefer Athemzug hob ihre Brust. „Endlich! endlich!" hauchten ihre Lippen und ein leises, hohnvolles Lächeln umspielte ihren Mund. Wie hatte sie sich gesehnt nach dieser Stunde! Nach der Stunde, wo sie ihn als Bittenden vor sich sehen sollte, wo sie ihm heimzahlen konnte, was er an ihr verbrochen! Wie sie ihn haßte, diesen Wortbrüchigen, Treulosen!

Und wie hatte sie ihn einst geliebt! Ja, damals, damals! Sie hatte sich erhoben und schritt langsamen Schrittes im Gemache auf und ab, die Hände fest auf das heftig klopfende Herz gepreßt. So konnte sie ihm nicht entgegentreten, erst mußte sie ihre Erregung niederkämpfen. So wanderte sie denn langsam in dem eleganten, kostbar eingerichteten Zimmer hin und her, sinnend, träumend. Vor dem großen Spiegel hielt sie plötzlich inne und musterte forschenden Blickes ihre Erscheinung. Ein befriedigtes Lächeln flog über ihr Gesicht, war es doch ein bezaubernd schönes, strahlendes Bild, das der Spiegl zurückwarf, eine königliche Gestalt, gekrönt von einem zierlichen Köpfchen, ein Gesicht von so bestrickendem Zauber, daß man wohl begreifen konnte, daß Albert Heimbach, der reiche Gutsbesitzer, das arme Mädchen zu seiner Gattin gewählt. Ja, sie war schön, sie wußte es! Schöner, viel schöner noch als einst, als damals, wo sie Herbert Wahrmund's Braut gewesen. —— Damals hatte sie einer zarten Knospe geglichen, jetzt aber, in diesen sieben Jahren ihrer Ehe, hatte sie sich zur voll erblühten Rose entfaltet.

Freilich, das schalkhafte Blitzen ihrer dunkelblauen Augen, die kindlich frohe Heiterkeit des Gemüthes, die ihn so oft entzückt hatte, war ihr im Sturm des Lebens verloren gegangen und das hatte er verschuldet, er! — Eine tiefe Falte legte sich zwischen die dunklen Brauen und die spitzen, weißen Zähne gruben sich in die Unterlippe, als sie ihre unruhige Wanderung fortsetzte. Welch ein Contrast zwischen damals und heute! — Damals war sie ein armes Mädchen gewesen, das durch Stundengeben ihrer Mutter die kärgliche Einnahme vermehren half, das in den freien Stunden Besen und Staubtuch handhabte, um die Zimmer, die die Mutter vermiethete, in Stand zu halten und heute — heute war sie die reiche, vielbeneidete, vielbewunderte Gattin eines der reichsten Männer des Landes, eines Mannes, der sie auf Händen trug, der es für sein größtes Glück hielt, jeden ihrer Wünsche erfüllen zu können, auf deren Wink eine ganze Schaar von Dienern sich in Bewegung setzte. Wenn sie zurückdachte an das ärmliche, weiß getünchte Zimmerchen, mit seinen einfachen Möbeln, den billigen, viel gestopften weißen Vorhängen, daß sie damals ihr Eigen genannt, und dann den Blick schweifen ließ über all die Pracht, die sie jetzt umgab, die schweren, türkischen Teppiche, die kostbaren Tapeten, die prachtvollen Einrichtungsstücke und an die lange Reihe von Gemächern dachte, die ihr zur Verfügung standen! — —

Und dennoch — wie gerne hätte sie all diesen Glanz, all diesen Reichthum von sich geworfen, wie gerne Noth und Sorge mit dem Manne ihres Herzens getheilt, sich für ihn die Hände wund gearbeitet, wenn — er sie nicht verschmäht hätte, verrathen, verkauft! — Ja, ja, verkauft, sie wußte genau die Summe zu nennen, die dieser Verrath ihm eingetragen. Und doch hatte er sie früher geliebt, zu jener Zeit, als er während seiner Studien an der Hochschule für Bodencultur bei ihrer Mutter gewohnt und sich, hingerissen von dem Liebreiz und Zauber ihres Wesens, mit ihr verlobt hatte. Ach, wie glücklich war sie damals gewesen trotz aller Armuth, trotz aller Entbehrungen! Und was für Zukunftspläne hatten sie geschmiedet! Auch Herbert war arm, aber er würde sie heimführen, sobald er eine Stelle gefunden, die es ihm ermöglichte, eine Frau zu erhalten. Und sie brauchte ja so wenig, so wenig! —— Und dann hatte er eine Stellung gefunden, eine glänzende Stellung sogar auf dem Gute des Barons Willdorf, er aber schob ihre Vereinigung unter allerlei Vorwänden immer wieder hinaus und sie, das arglose, thörichte, liebende Wesen glaubte ihm Alles, Alles. Wie hätte sie auch an ihm zweifeln mögen!

Eines Tages aber gab er ihr ihr Wort zurück und verlobte sich mit Helene Willdorf, dem einzigen Kinde seines Brotgebers, das den schönen, feingebildeten Mann liebgewonnen und mit dem Eigensinn des verwöhnten Kindes seinen Willen durchgesetzt hatte. Damals war das Licht in ihrem Herzen erloschen, aus dem arglosen, unerfahrenen Kinde war ein ernstes, verschlossenes, herzenskaltes Wesen geworden und der Haß gegen ihn, den Zerstörer ihres Lebensglückes, hatte in ihrem Herzen in jenen bitteren Stunden Wurzel geschlagen. So waren wieder einige Jahre vergangen, traurige, trostlose Jahre, dann hatte sie Albert Heimbach, ihren jetzigen Gatten, kennen gelernt und er hatte ihr Herz und Hand geboten. Sie nahm an; warum sollte sie auch nicht? Sie achtete und schätzte den ernsten, gereiften Mann sehr hoch und war des Kämpfens und Sorgens um das tägliche Brot so müde, so müde! —— Und konnte sie nicht Mütterchens Lebensabend dadurch verschönern? Und wie viel Gutes konnte sie wirken, wie viel Noth und Elend lindern als die Gattin des reichen Mannes!

Sie hatte ihre Wahl in all den Jahren nicht bereut, ihr Gatte und die gesammte Arbeiterschaft des Gutes verehrte sie und ihre Mutter lebte neu auf bei diesem behaglichen, sorgenfreien Leben. Und sie selbst, war sie nicht glücklich? Sie hatte ihren Mann herzlich liebgewonnen, besaß einen herzigen, frischen, blühenden Jungen und brauchte sich die Erfüllung keines einzigen Wunsches zu versagen. Freilich, das Glück war es nicht, das sie dereinst erträumt und erhofft an der Seite des heißgeliebten Mannes, und so manchmal in einsamen Stunden kam das alte Leid, der streng verschlossene Schmerz ihres Herzens mit solcher Gewalt über sie, daß sie hätte laut aufschreien mögen. O, wie sie in solchen Stunden ihn haßte, den Verräther!

Und wie so die Jahre vergingen, drangen Nachrichten über ihn an ihr Ohr, die nichts weniger als günstig lauteten. Seitdem kurz nacheinander die Eltern seiner Frau gestorben, ging es abwärts mit seinem Vermögensstande; schwere Unglücksfälle waren über ihn hereingebrochen, Hagelschlag, Thierseuchen, Mißjahre hatten ihm schwere Verluste gebracht, das Uebrige that die Verschwendungs- und Genußsucht seiner Frau, welche nie gelernt hatte, auf die Erfüllung eines Wunsches zu verzichten. Nein, sein Verrath hatte ihm kein Glück gebracht. Auch in seinem häuslichen Leben fand er keinen Ersatz für die pecuniären Verluste. Frau Helenens Leidenschaft für ihn mochte längst erloschen sein, sie fand keinen Reiz an einem stillen, ruhigen Familienleben, sondern stürzte sich unermüdet aus einem Vergnügen in das andere: seine Kinder entriß ihm eins ums andere der unerbittliche Tod bis auf das letzte, ein zartes Mädchen, das ihm geblieben, und schließlich hatte all seine Thatkraft, all seine Tüchtigkeit den Ruin nicht mehr abzuwenden vermocht, das Gut mußte verkauft werden und sie standen vor dem Nichts! Und nun, in der Zeit der Noth, hatte ihn seine Frau verlassen, sie fürchtete die Armuth zu sehr und war in das Haus eines entfernten Verwandten, eines reichen Mannes, gezogen, der der schönen, lebenslustigen, eleganten Frau schon lange mehr Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, als es der Gattin eines Anderen gegenüber am Platze war. Von all dem, was sein Verrath ihm eingebracht, war ihm nichts geblieben als das Kind. Frau Heimbach hatte alles dies in Erfahrung gebracht und ihr Haß triumphirte; sie fühlte kein Mitleid mit seinem Unglück. Wie denn auch? Hatte er vielleicht Mitleid mit ihr gehabt, als er ihr Lebensglück mit rauher Hand zerstörte? —— Nein, sie wollte ihn nicht bemitleiden und verschloß ihr Herz gewaltsam jeder weicheren Regung.

Vor einigen Wochen nun war der langjährige, treue Güterverwalter ihres Mannes gestorben und Albert mußte einen Ersatz für ihn suchen. Auf eine diesbezügliche Anzeige in einigen der gelesensten Zeitungen hatte sich eine beträchtliche Anzahl von Bewerbern gemeldet und darunter — Herbert Wahrmund. Ihr Herz wollte stillestehen vor Ueberraschung und Schrecken, als sie dies erfuhr. Herbert sollte ihr Hausgenosse werden? Nimmermehr! Wie sollte sie dies ertragen können? ——— Und dennoch, wie wollte sie es hindern, wenn die Wahl ihres Gatten auf ihn fiel? Albert hatte ja keine Ahnung davon, in welchem Verhältniß sie Beide je zu einander gestanden; sie hatte es nie über sich gebracht, ihm davon zu sprechen. Sollte sie vielleicht jetzt —? Nein, nein, sie vermochte es nicht; lieber wollte sie der Angelegenheit ihren Lauf lassen. ——— Und dann überwog der Haß! War es nicht eine bittere Strafe für ihn, wenn er in abhängiger Stellung in ihrem Hause leben sollte, im Hause der Frau, die er einst in Noth und Armuth schmählich verlassen? — Wenn er sie wiederfand als die geliebte Gattin eines der reichsten Männer des Landes, während er gänzlich verarmt war? O gewiß, damit konnte ihr Durst nach Rache sich zufrieden geben. — Und dann mußte ihr Mann in dringender, unaufschiebbarer Angelegenheit auf einige Wochen verreisen; vor der Abreise legte er einige Schriftstücke in ihre Hand und sagte:

„Ich werde dich bemühen müssen, liebe Dora, denn der Verwalterposten kann nicht so lange unbesetzt bleiben, besonders jetzt in der dringendsten Arbeitszeit. Unter allen Bewerbern haben mir die Zeugnisse und Empfehlungen dieser drei Herren am besten gefallen; daher habe ich sie für die nächsten Tage herbestellt zur persönlichen Vorstellung. Da der Verwalter in unserem Hause wohnen und im regsten Verkehr mit uns stehen soll, kommt es ja doch auch ein wenig darauf an, daß dir seine Persönlichkeit, sein Benehmen, seine Manieren zusagen. Sieh dir also die Herren an, und Denjenigen, der dir am besten gefällt, dem gib die Stelle. Jeder dieser drei Bewerber ist in der Lage, sofort eintreten zu können. Willst du, liebes Kind?"

Lächelnd hatte sie zugesagt, später aber klopfenden Herzens die Schriftstücke gemustert und wahrhaftig, auch Herbert fand sich unter den drei Auserlesenen. Von da an stand es fest in ihrem Innern, nur Herbert solle die Stelle bekommen, das heißt, wenn er sie noch annehmen würde, sobald er erfuhr —

Wahrlich, leicht würde sie es ihm nicht machen, wozu auch? Warum sollte er nicht auch erfahren, wie weh es thut, sich zu demüthigen, zu beugen, zu leiden, zu darben! — Und nun war die Stunde da, die heißersehnte und dennoch gefürchtete, noch einige Minuten und sie sollte ihm gegenüberstehen! Unwillkürlich fiel ihr Blick auf die Uhr und sie zuckte zusammen; so lange hatte sie geträumt! Und er wartete! ——— dann aber flog ein böses, grausames Lächeln über ihr Gesicht, und sie zuckte ungeduldig die Achseln. Wenn auch, was lag daran? Mochte er sich doch an den Gedanken gewöhnen, eine untergeordnete Stellung im Hause einzunehmen, nicht mehr Herr zu sein, sondern Diener, den man warten ließ nach Belieben. ——

Es war sonst nicht ihre Art, rücksichtslos zu sein, auch gegen Untergebene nicht, aber der Haß in ihrem Herzen überwucherte alles bessere Gefühl. Nochmals trat sie vor den Spiegel, denn ihr lag daran, ihre Schönheit in's hellste Licht zu stellen, er sollte sehen, was er verloren durch eigene Schuld.

Sorgfältig glättete sie ihr volles kastanienbraunes Haar, strich mit dem duftenden Battisttuch über Stirne und Augen, um all die bösen Fältchen, die der Unmuth und die schmerzliche Erinnerung gegeben, wegzuwischen und zauberte das strahlende Lächeln auf ihr Antlitz, das gewöhnlich die vollen Lippen umspielte und alle Welt entzückte. Und dann ging sie: langsam, ruhig, gleichgiltig schritt sie durch Wohn- unn Speisezimmer, schlug mit eleganter, graziöser Bewegung die Portiere zurück, die die Terrasse von den Zimmern trennte, und stand in der nächsten Sekunde vor ihm, der ruhig an einem Pfeiler des Geländers lehnte und den ernsten Blick der grauen Augen unverwandt auf die Thür gerichtet hielt. Bei ihrem Eintritt verbeugte er sich tief und ehrfurchtsvoll und wartete in tadelloser Haltung auf ihre Anrede. Ob er sie erkannt hatte? Sie hatte es nicht zu sagen vermocht trotz aufmerksamsten Beobachtens; ihr Herz aber bebte unwillkürlich beim Anblick der Verwüstungen, die die Jahre und das Leid, vielleicht auch die Reue auf dem einst so schönen Antlitz angerichtet.

Langsam sagte sie, auf die Karte in ihrer Hand blickend:

„Herr Wahrmund, nicht wahr?"

Beim Klang dieser wohllautenden Stimme hob er rasch den Kopf und sah sie forschend an: lächelnd fuhr sie fort:

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen, mein Herr? Mein Mann mußte leider eine unaufschiebbare Reise antreten, die ihn einige Wochen fernhalten dürfte. Er hat mir aufgetragen, Sie zu empfangen, um die letzten Abmachungen bezüglich ihres Eintrittes in unsere Dienste" — sie lächelte hohnvoll bei diesen Worten — „mit Ihnen zu besprechen. Aber bitte, setzen Sie sich doch," fügte sie ungeduldig hinzu.

Da schien er wie aus einem Traum zu erwachen, ein tiefer Athemzug hob seine Brust, langsam strich seine abgemagerte Rechte über Stirn und Augen, dann trat er rasch auf sie zu und faßte ihre Hand mit heftigem Druck.

„Wozu dieses Versteckspielen?" sagte er mit heiserer Stimme. „Du bist doch Dora, Dora Keller, meine Dora! Wähnst Du, ich kenne Dich nicht? Glaubst Du, ich hätte Dich je vergessen? Ach, ich habe mich all diese Jahre Tag und Nacht nach Dir gesehnt und gehofft und geharrt auf ein Wiedersehen."

Dora war sehr bleich geworden und sah ihm fassungslos in das erregte Gesicht, aber nur einen Moment, dann aber schlug glühende Röthe über ihr Antlitz, und mit rascher Bewegung ihm die Hand entziehend, sagte sie kühl, mit verächtlichem Zucken der Lippen, indem sie einen Schritt zurücktrat:

„Sie vergessen sich, mein Herr. Allerdings hieß ich einstens Dora Keller, zu jener Zeit, als Herbert Wahrmund für mich der Inbegriff alles Wahren, Guten und Edlen war. Das ist aber schon lange her und mein damaliger Verlobter ist für mich todt, seitdem er mich schmählich verrathen und verkauft. Heute bin ich Frau Heimbach, die Gattin des Mannes, in dessen Hause Sie eine Stellung anstreben, um Brot für sich und Ihr Kind zu erwerben."

Ruhig, ließ sie sich in einen Sessel gleiten, er aber fuhr zusammen, als hätte sie ihm in das Gesicht geschlagen, und ein leises Stöhnen drang über seine Lippen.

„Ja, ja," preßte er hervor, „ich muß Brot verdienen für mein Kind, für mein armes, armes Mädchen. Aber nicht hier, nicht in —— Ihrem Hause, das ertrüge ich nicht." Sie zuckte die Achseln und wollte sprechen, er aber fuhr etwas gefaßter fort: „Nein, gnädige Frau, ich ertrüge es nicht, täglich durch ihren Anblick an jene so schönen, glücklichen Zeiten gemahnt zu werden, als ich noch ohne Schuld hoffnungsvoll ins Leben blicken konnte. Wohl weiß ich, daß ich ehrlos an Ihnen gehandelt, aber ich habe es schwer genug gebüßt. Wenn Sie ahnen könnten, wie ich gelitten habe, Sie würden Mitleid mit mir fühlen."

Da tönte ein herbes Lachen durch den Raum.

„Mitleid?" rief sie bitter. „Und haben Sie vielleicht Mitleid mit mir gefühlt, als Sie mich durch Ihren treulosen Verrath der Verzweiflung preisgaben? Sie wußten ja, wie sehr ich mit jeder Faser meines Herzens an Ihnen hing, wie es für mich kein anderes Glück gab als das in der Vereinigung mit Ihnen, so konnten Sie auch ermessen, wie ich leiden mußte unter Ihrer Untreue. Und hatte nicht auch ich Noth, Armuth, Entbehrungen zu erdulden?"

Sie war aufgesprungen und an die Brüstung, die die Terrasse vom Garten trennte, herangetreten. Das helle Sonnenlicht überfluthete die edle Gestalt und das im Moment der Erregung doppelt schöne Gesicht, von dem er den Blick nicht abwenden konnte. Sie fuhr aber fort:

„Ihre Schuld war es wahrlich nicht, mein Herr, daß ich damals nicht erlegen bin. Gott hat mein Schicksal günstig gestaltet und mich so glücklich gemacht, als ich es nach der Zertrümmerung der Ideale meiner Jugend noch werden konnte: aber Mitleid kann ich nicht empfinden für den Mann, der mich erbarmungslos der Verzweiflung überließ. Ich trat meinem Gatten nicht hinderlich entgegen, als er wünschte, Ihnen die Stelle, die Sie suchten, zukommen zu lassen, weil ich wußte, daß ich Ihnen ebenso ruhig entgegenzutreten vermöchte, als jedem Fremden, vielleicht auch, weil" — wieder flog jenes grausame Lächeln über ihr Gesicht — „es meiner Eigenliebe schmeichelte, Sie so bitter gestraft und gedemüthigt zu sehen; wenn Sie es aber verschmähen, in meinem Hause Ihr Fortkommen zu finden, so werde ich Sie natürlich nicht zurückhalten. Sie werden ja andere Mittel und Wege kennen, für die Zukunft Ihres Kindes zu sorgen."

Wie grausam ihn jedes ihrer Worte verwundete! Sie sah, wie jedes derselben ihn traf. Er stand gesenkten Hauptes, tief und schwer athmend vor ihr, bei ihren letzten Worten sah er auf und nickte bitter vor sich hin.

„Mein armes Kind," sagte er leise. „Ich muß eben andere Mittel und Wege suchen, um es vor Noth zu schützen, obwohl ich gestehe, daß die Stellung, die Herr Heimbach zu vergeben hat, meinen Wünschen nicht nur vollständig entsprochen, sondern selbe übertroffen hätte. Unter diesen Umständen aber muß ich selbstverständlich darauf verzichten."

Er hatte zögernd gesprochen und schien auf ihre Antwort zu warten, sie aber neigte nur zustimmend den Kopf. Langsam griff er nach seinem Hut, da stürmten rasche Kinderschritte die Treppe herauf, die in den Garten führte, und ein allerliebster Junge von etwa sechs Jahren, Dora's einziger Sohn, eilte in lebhafter Erregung auf sie zu. Ohne den Fremden zu beachten, faßte er ihre Hand und wollte sie mit sich fortziehen.

„Komm', Mama," sagte er drängend, „komm' schnell, ich will Dir etwas zeigen."

Sie strich liebkosend über das rosige Gesichtchen.

„Was denn, mein Kleiner? Was giebt's denn so eilig?"

„Ach, Mama, ich habe das Dornröschen gefunden, ein so allerliebstes Dornröschen! Komm', komm' doch, Mama," drängte er.

„Das Dornröschen? Nun, das muß ich mir wirklich ansehen, Paul. Wo ist es denn?" fragte sie neugierig.

„Unter der Schlingrose, Mama, komm' nur rasch, sonst verschwindet es."

Und der lebhafte Knabe zog sie mit sich fort. Herbert Wahrmund aber war das Blut in das Gesicht gestiegen und von einer Ahnung erfaßt, folgte er raschen Schrittes.

Frau Dora überließ sich Paul's Führung und bald bot sich ihren überraschten Blicken ein reizendes Bild. Unter einem mit rosigen Blüthen übersäeten Schlingrosenstrauch, auf einer weichen Moosbank, lag, von zahllosen durch den leisen Lufthauch herabgewehten Rosenblättern überstreut, ein allerliebstes etwa vierjähriges Mädchen und schlief. Ein leichtes hellblaues Kleidchen umgab die zierliche Gestalt, die vollen runden Aermchen freilassend, der breitrandige Strohhut lag neben ihr auf der Bank; volles blondes Gelock umgab ein liebreizendes, vom Schlaf rosig angehauchtes Gesichtchen; den kleinen Kirschenmund ein wenig geöffnet, daß die schneeweißen spitzen Zähnchen sichtbar wurden, so bot die Kleine einen entzückenden Anblick. Frau Heimbach stand regungslos, kaum wagend zu athmen, als fürchtete sie, das holde Wesen könnte ihren Augen entschwinden.

Endlich flüsterte sie staunend:

„Dornröschen! Wahrhaftig, Dornröschen! Wie aber kommt das liebliche Geschöpf hierher?"

Da trat Herbert Wahrmund an ihre Seite und leise Verlegenheit und doch auch unsagbare Zärtlichkeit leuchtete aus seinen ernsten Blicken.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, gnädige Frau," erwiderte er leise, „es ist mein Kind, meine kleine Dora. Ich habe Niemanden in der Stadt, wo ich die Kleine hätte zurücklassen können, und sie hängt so sehr an mir, daß sie so leicht bei Niemandem bliebe, so mußte ich sie mit herausnehmen und hieß sie auf dieser Bank mich erwarten. Die Bahnfahrt und der weite Weg von der Station, sowie die Hitze und das Warten hat sie müde gemacht und so schlief sie wohl ein. Hätte ich ahnen können ———"

Frau Dora machte eine abwehrende Handbewegung, ohne die Blicke von dem lieblichen Bilde abzuwenden, auch ihr kleiner Paul wich nicht von des Mädchens Seite. Sie beugte sich tiefer und tiefer über das herzige Wesen und fühlte mit Staunen, wie tiefe Rührung sie überwältigte und die Eisrinde des Hasses in ihrem Herzen schmolz. Welch liebliches Geschöpf war doch dieses Kind! Wie oft hatte sie gewünscht, solch ein rosiges Töchterchen zu besitzen! Und die Kleine hieß Dora, gleich ihr! ——— Tiefer und tiefer beugte er sich, bis endlich ihre Lippen sich fast unbewußt in heißem Kuß auf den Kindermund preßten. In diesem Augenblick rief Paul:

„O, Mama, jetzt hast Du das Dornröschen aufgeweckt."

In der That schlug das Kind die Augen auf, große, erstaunte, blaue Kinderaugen, die mit entzücktem Ausdrucke auf dem schönen Frauenantlitz hafteten, das sich über sein Gesichtchen neigte; dann hoben sich die runden Aermchen und schlangen sich um ihren Hals, und ein süßes Stimmchen fragte:

„Bist Du die gute Fee, von der Papa mir erzählt hat?"

Erschrocken wollte Herbert der Kleinen wehren, Dora aber wies ihn zurück, hob das Kind in ihren Armen empor und es leidenschaftlich an's Herz pressend, überhäufte sie es mit Küssen und Thränen. Ausgelöscht war die Flamme des Hasses in ihrem Herzen, weg war die Erinnerung an alles Leid, das der Vater ihr angethan, sie fühlte nur Zärtlichkeit für das süße Geschöpf, nur Frieden, Ruhe und Glück.

„Bist Du die gute Fee?" wiederholte die Kleine.

Sie nickte ihr zärtlich, glückselig zu.

„Ich will es sein, mein Schatz, so gut ich es vermag. Lassen Sie uns die Vergangenheit vergessen, Herbert," wandte sie sich, ihm die Hand entgegenstreckend, an ihn: „Sie haben mir einst wehe gethan, ich Ihnen heute, lassen Sie uns verzeihen und vergessen, wollen Sie?"

Er küßte die dargereichte Hand:

„Sie haben zu verzeihen, nicht ich, Dora," erwiderte er tief bewegt.

Sie beugte sich wieder zu dem Kinde und fragte:

„Willst Du bei mir bleiben, Kleine, als Spielgefährtin dieses Jungen hier?"

Die blauen Kinderaugen hefteten sich auf den Knaben, dann reichte sie ihm das Händchen und nickte. Paul machte einen Freudensprung und rief:

„Hurrah! Mama, das ist ein Einfall. Dornröschen bleibt bei mir? Das muß ich gleich der Großmama sagen."

Und er wollte davonstürmen. — Seine Mutter rief ihm nach:

„Sage der Großmama, ich lasse sie bitten, in den Garten zu kommen; wir wollen hier eine Pause nehmen."

Sie stellte die Kleine auf die Erde und faßte ihre Hand.

„Kommen Sie, Herr Wahrmund," sagte sie mit offenem Blick, „nehmen Sie mit uns eine kleine Erfrischung. Dora wird hungrig und durstig sein. Und dann wollen wir die Bedingungen Ihres Eintrittes endgiltig feststellen denn Sie nehmen die Stelle an, nicht wahr?"

Er verbeugte sich gerührt.

„Wer vermöchte Ihnen zu widerstehen, gnädige Frau? Ja, ich nehme an und werde bestrebt sein, Herrn Heimbach in jeder Weise zufrieden zu stellen."

Sie nickte lächelnd.

„So ist's recht. Und mein guter Mann soll Alles wissen, dann wollen wir als alte Bekannte gute Freundschaft halten und ich will versuchen, Ihrem armen Töchterchen die Mutter zu ersetzen, nicht wahr, mein Dornröschen?"

Und damit drückte sie einen zärtlichen Kuß auf die blonden mit Rosenblättern bestreuten Locken des zierlichen Mädchens, dessen Lieblichkeit den Haß und Rachedurst in ihrem Herzen in Liebe und Vergebung verwandelt hatte.

Geheilt.

Humoreske von Wilhelm Müller.

Ich bin so glücklich, ein Muster von einer Gattin mein eigen nennen zu können. Dennoch besitzt, oder vielmehr besaß sie einen Makel, welcher den Glanz ihrer Tugenden verdunkelte und im ersten Jahre unserer Ehe oft recht unliebsame Verstimmungen hervorrief. Diese Schwäche meiner Frau war — ihr Rezeptenbuch.

In einem dickleibigen Folianten hatte sie nämlich von ihrem fünfzehnten Lebensjahre an Zeitungsausschnitte, welche Rathschläge über Erziehung, Winke für Toilette, besonders aber gemeinnützige Hausmittel und medizinische Rezepte enthielten, in alphabetischer Reihenfolge und mit dauerhaftestem Gummi eingeklebt und zwang ihre Umgebung, vor Allem aber mich, ihre gepriesenen Mittel bei jeder Gelegenheit anzuwenden.

Längere Zeit hindurch schluckte ich die Hausmittel mit rührender Geduld, aber endlich wurde es mir zu viel. Und ich beschloß: die Tyrannei des Rezeptenbuches mußte gebrochen werden. Da führte das Glück einen meiner Jugendfreunde, den bekannten Menschendarsteller Lessoir — eigentlich hieß er Löser — einige Tage auf Besuch in unser Haus. Als ich ihm in einer vertraulichen Plauderei mein Herz ausgeschüttet hatte, sann er ein Weilchen nach, richtete sich plötzlich auf, warf sich in die richtige Heldenpose und sprach: „Dem Manne kann geholfen werden." Dann theilte er mir seinen Plan mit, ich war sogleich für denselben gewonnen.

Am zweiten Tage seiner Anwesenheit klagte mein Freund beim Mittagessen über einen brennenden Schmerz im Auge. Das war Wasser auf die Mühle meiner Gattin. Sogleich erhob sie sich vom Tisch, zog ihr Rezeptenbuch zu Rath, welches für diesen Fall ein Bad von Kamillenthee verordnete. Das Heilmittel wurde mit größter Sorgfalt zubereitet und von meiner besseren Hälfte dem Freunde höchst eigenhändig in's Auge gegossen. Am Abend klagte Letzterer über gesteigerten Schmerz und bat — wir saßen gerade zu Tische — um den Kartoffelsalat. Meine Frau reichte ihm dienstfertig die Schüssel, Lessoir sagte Dank, streckte die Hand aus, und meine Gemahlin in der Meinung, das Gefäß sei von ihrem Gegenüber erfaßt worden, ließ die Schüssel los. Sie fiel krachend nieder, während der Patient die Rechte in die leere Luft streckte. Er entschuldigte sich mit gut gespielter Erschrockenheit und erklärte, daß er seit dem Kamillenbad die Entfernung der Gegenstände nicht mehr richtig beurtheilen könne und dieselben näher sähe, als sie in Wirklichkeit seien. Meine gute Mathilde machte bei diesen Worten ein höchst bedenkliches Gesicht, und der Reispudding, dem sie sonst als ihrem Lieblingsgericht vollste Gerechtigkeit wiederfahren ließ, fand nicht die geringste Beachtung. Nach dem Essen zog sich Lessoir auf sein Zimmer zurück, und meine Frau und ich verbrachten den Rest des Abends in trübseligem Schweigen. Des Nachts hörten wir plötzlich — unser Schlafzimmer befand sich unterhalb der Fremdenstube — wie Lessoir aufstand, laut stöhnte und wie von Schmerz getrieben rasch im Zimmer hin und her lief.

Mathilde wälzte sich ruhelos auf ihrem Lager umher und stieß tiefe Seufzer aus, so daß ich anfing, tiefes Mitleid mit ihr zu fühlen. Aber trotzig kämpfte ich jede sanfte Regung nieder und stellte mich schlafend, bis mein Freund droben mit seinem Zimmermarsch aufhörte, und ich wirklich wieder in Schlummer versank.

Am nächsten Morgen war Lessoir nicht beim Frühstück zugegen; er ließ sich durch das Dienstmädchen entschuldigen und uns sagen, daß ihn fürchterliche Schmerzen zu einem Augenarzt getrieben hätten. Nach Verlauf von zwei Stunden machte er mit zerstörtem Aussehen und einem verbundenen Auge seine Aufwartung. Meine arme Frau erblaßte und fragte in fieberhafter Aufregung: „Um Gotteswillen, wie steht es?"

„Es thut mir unendlich leid, Ihnen sagen zu müssen," hauchte er mit schwacher Stimme, „daß Ihr Kamillenbad mein Augenlicht gefährdet hat. Ihnen will ich es nicht nachtragen, denn Ihre Absichten waren jedenfalls die besten. Aber das Sammelwerk von Unsinn und Gemeinschädlichkeit, durch welches Sie sich leiten ließen, verwünsche ich in den tiefsten Abgrund der Hölle!"

„O, wirf doch das unglückselige Rezeptenbuch in's Feuer," seufzte meine Frau.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes stürzte ich auf den Schrank zu, riß die Thüren auf, nahm das Ungethüm heraus und schleuderte es in die prasselnden Flammen des Kaminfeuers, die sogleich lustig daran emporzüngelten.

Mein Freund verließ an demselben Abend in gedrückter Stimmung unser Haus; am nächsten Tage jedoch erhielten wir eine Depesche des Inhalts, daß eine bedeutende Besserung eingetreten sei, und nach einer Woche verkündete Lessoir die vollständige Wiederherstellung seiner Sehkraft.

Meine Frau athmete auf; sie war vollständig von ihrer Manie geheilt, und wenn Mathilde seitdem manchmal bei einem Anfall ihrer früheren Sammelwuth nach der Scheere greift, brauche ich nur „Kamillenbad" zu sagen, dann entfinkt die erhobene Waffe ihrer Hand und der Dämon des Rezeptenbuches entweicht schleunigst aus dem gefeiten Kreise unseres häuslichen Glückes.

Zieht nicht.

Lehrer: „Hans, Du bist ein schrecklicher Faulpelz, ich will's Deinem Vater sagen!"

Hans, dessen Vater Rentier ist: „Herr Lehrer, der thut selber nichts!"

Richtige Philosophie.

Radler (der gleich nach dem Verlassen der Kneipe in den Chausseegraben gefallen): „'S ist's G'scheidteste, ich bleib' gleich liegen, nachher fall i wenigstens kein zweites Mal 'rein."

Schmeichelhaft.

„Ich möchte Ihnen recht gerne meine Tochter Malvine zur Frau geben, Herr Blöde, fürchte aber, sie ist für Sie nicht intelligent genug."

Heirathskandidat: „Ach was, mein Freund Bauer hat auch so 'ne dumme Gans geheirathet und lebt trotzdem recht gut mit ihr."

Spruch.

Es suchen ihr Glück die Narren,
Stets im Bizarren.